

1. Groteske Ökonomien

Schlaraffisch

Seit dem 13. Jahrhundert verbreitet sich die Vorstellung eines durch Nichtstun und Überfluss geprägten Landes (Gugelmüre, Cucania, Coquaigne). Im 15. Jahrhundert verbindet sie sich im Deutschen mit dem Ausdruck ›schlaraffe(n)‹ oder ›sluraffe(n)‹ (von ›slûr‹, Faulenzer, und ›affe‹, Tor). In der frühen Neuzeit erreicht die Vorstellung die meisten europäischen Länder. Es entstehen die bekannten, visuell einprägsamen Muster: die fladengedeckten Häuser, die Bratwurstzäune, die Weinbrunnen und Milchbäche, der meilendicke Hirsebrei, durch den man sich durchzufressen hat, die zubereiteten Vögel, die einem in den Mund fliegen, die gebratenen Säue, denen die Messer schon im Rücken stecken.¹ Zugleich kommen neue Akzente hinzu. Das Geld beginnt eine Rolle zu spielen.² Obschon im Schlaraffenland anders als in der normalen Welt alles umsonst zu sein scheint, handelt es sich doch um kein präökonomisches Paradies: Feigen und Mandeln gibt es in so reicher Zahl, dass sich ein lukrativer Handel aufziehen ließe, zumal das Land viele Märkte und Marktfreiheiten besitzt. Damast, Samt und Seide gedeihen auf der Heide. Das Geld wächst auf den Bäumen. Selbst fürs Schlafen, Furzen und Weintrinken wird man bezahlt: ein Batzen für eine Stunde, ein Taler für einen Furz, drei Batzen bei jedem Trunk. Spielverluste werden sogleich rückerstattet. Für das ›Fatzen‹, also das Erzählen witziger Geschichten oder das Veräppeln, gibt es einen Gulden, für das Vorbringen von Lügenmären eine Krone. Dem Faulsten wird der größte Gewinn zuteil.³

1 Vgl. E. M. Ackermann 1944; D. Richter 1984; Plej 2000; Rossbach 2006; Wunderlich 2007, 97–110; zu Raumlogiken Weder 2010; Überblick über die deutschen Texte: Wunderlich 1986; Jurchen 2013.

2 Weder 2020.

3 Vgl. Vom Schlaraffenland, ed. Hoffmann; zu Poetiken des Überflusses in der Romania Nickenig 2022.

Das Motiv, schlafend Geld zu verdienen, findet sich schon in der ältesten Fassung des Stoffs, dem altfranzösischen *Fabliaus de Coquaigne*. Dort bleibt es aber vereinzelt. Erst im frühen 16. Jahrhundert gewinnt die Dimension absurder Bezahlungen an Bedeutung – ein Reflex nicht zuletzt der auch sonst zu beobachtenden Ökonomisierung: Selbst der Ort, der von Fragen des Haushaltens und Wirtschaftens, des Überlebens und Handelns frei sein sollte, lässt sich nun, wie es scheint, nicht mehr ohne Rekurs auf das Ökonomische denken.⁴ Auch das Dipsodierland, in dem der Pantagruel von Rabelais' *Tiers Livre* (1546) eine utopische Kolonie gründet, wird von vornherein ökonomisch taxiert: jährlicher Ertrag 6789 106789 Royals plus Einkünfte zwischen 2435768 und 2435769 ›Goldvlieser‹ (›moutons à la grand laine‹) aus Maikäfern und Weinbergschnecken.⁵ Hier wie dort ist das Ökonomische eine imaginäre Größe, eingeführt im Falle des Schlaraffenlands durch die Erzählinstanz, um die Absurdität des Gebietes im kontrastiven Vergleich zwischen Hier und Dort noch weiter zu steigern. Zugleich sind die Formen des Gelderwerbs aber auch Teil der Diegese: Die Schlaraffenlandbewohner können zwischen verschiedenen Münzwerten und Kleiderarten wählen, sie erhalten Bezahlungen und Vergütungen – von wem, von welcher Instanz, wofür, zu welchem Zweck, bleibt offen.

Anscheinend gibt es bestimmte Ordnungen und Regeln im Schlaraffenland, intrinsische Prinzipien, die dieses in gewissem Sinne zu einer Welt machen, einer verkehrten allerdings, die nicht den Status einer Eigenwelt besitzt. Die Elemente des Schlaraffenlands haben paradigmatischen Charakter. Sie fungieren in Beziehung auf die vorausgesetzte normale, nichtschlaraffische Welt. Herrschen in ihr Knappheit und Mangel, Mühsal und Anstrengung, so gilt im Schlaraffenland das Gegenteil. Ist hier das Geld im Schweiß des Angesichts zu verdienen, fällt es einem dort zu. Sind bei uns die sexuellen Relationen gesellschaftlich normiert, so kennen sie dort keine Grenzen. Die Beziehungen zwischen den ›Welten‹ sind punktuell. Oft zeichnen sich keine

4 Zur allgemeinen Monetarisierung Kaye 1998, Kap. 1.

5 Rabelais, *Œuvres complètes*, ed. Lefranc u. a., Bd. 5, 34 (Kap. 2); vgl. Cave 1993.

zusammenhängenden raumzeitlichen Gefüge ab. Es gibt keine Figuren, keine Handlungen, keine Abläufe. Wir erfahren wenig von den Weisen des Zusammenlebens, den gesellschaftlichen Verhältnissen. Die Schlaraffenlandgeschichten sind imaginativ, deskriptiv und oft genug auch normativ, genauer: sie bewegen sich in der Spannung zwischen imaginativen, deskriptiven und normativen Dimensionen: Was beschrieben wird, besitzt seinen Sinn weniger in sich als im Bezug auf andere Imaginationen fremder Lebensräume und -verhältnisse oder auf teils vorausgesetzte, teils eingespielte externe Normen.

Das verbindet die Texte, auch wenn ihnen die Entfaltung sozialer, politischer, familiärer und ökonomischer Aspekte fehlt, mit den Utopien, wie sie sich im Gefolge der 1516 erstmals publizierten *Utopia* des Thomas Morus ausprägen.⁶ Diese Utopien sind zwar in manchem ganz gegensätzlich zu den Schlaraffenlandtexten: bei Morus zum Beispiel kein Faulenzen, kein Verschwenden, kein Wirtshaus. Sie operieren aber nicht selten ebenfalls mit Verzerrungen herkömmlicher Ökonomien – kein Privateigentum, kein Gewinnstreben, keine vermögensbedingte Distinktion.⁷ Und sie können ihrerseits leicht in Antiutopien, Dystopien oder Heterotopien umschlagen.⁸ Wie jene sind auch die Schlaraffenlandtexte Negationen von Negationen – vorhandene Mängel zeigen sich in anderen Räumen als aufgehoben. Wie jene operieren auch sie im Modus der Kippfigur – was als erstrebenswert oder gar vorbildhaft erscheint, hat gleichzeitig problematische oder epistemisch ungewisse Züge: Den vielschichtigen Rahmungen, unklaren Verortungen und intellektuellen Spielereien der *Utopia* entsprechen Einklammerungen durch absurde, satirische, parodistische oder explizit moralische Züge im Falle der Schlaraffenlandtexte.⁹ In der ältesten Fassung des Stoffs gibt der Erzähler vor, der Papst habe ihm auferlegt, zur Buße für seine Sünden ein fremdes Land aufzusuchen; dieses ist damit in seinem Charakter klar markiert. In den späteren Versionen fällt dieser Rahmen meist weg. Dafür gibt es expli-

6 Vgl. Gilomen 2004.

7 Vgl. Mionskowski 2019, 406–408.

8 Heinen 1995.

9 Vgl. Velten 2013.

zite Kommentare. Hans Sachs, ein Vertreter des ›mittleren Weges‹ in Sachen Wohlstand, Vertreter also der zu großen Reichtum oder Überfluss vermeidenden ›mediocritas‹,¹⁰ hat sich in verschiedenen Formen und Medien auch des Schlaraffenlandthemas angenommen. Dabei brandmarkt er die Hingabe an diesen Traum als Jugendtorheit – und spielt doch damit, die Fantasie gleichzeitig zu nähren und einzugrenzen.

Auf der einen Seite bedienen die Texte die Sehnsucht nach besseren Welten, den Traum von anderen Zuständen, die Lust am spielerischen Ausgestalten von Orten, an denen gesellschaftliche Unterschiede ebenso aufgehoben sind wie die Grenzen zwischen Mensch, Nahrung und Umgebung. Auf der anderen Seite gibt es das Bedürfnis, Illusionen zu entlarven, den Drang, die Lesenden auf das Machbare und Verfügbare zu verpflichten. Von vornherein ist der Beschreibung des Schlaraffenlands, so präsent seine Bilder sein mögen, der Gestus der Lügen- oder Unsinnsgeschichte inhärent.¹¹ Von vornherein ist sie als Gegenentwurf kenntlich – nicht nur zur gegenwärtigen Welt im Allgemeinen, sondern auch zur Kultur der Gebildeten. In der ältesten englischen Version aus dem 14. Jahrhundert hat das Schlaraffenland Züge des Paradieses und des Himmlischen Jerusalems. In ihm leben männliche und weibliche Ordensgemeinschaften – die in bunter Weise sich mischen und einer ungehemmten Triebbefriedigung fröhnen.¹² Generell stehen die elementaren, die sinnlichen, die ›niedereren‹ Gelüste im Vordergrund: Essen, Trinken, Schlafen, Vergnügen, Wohlbefinden. Sie auszuleben entspricht aber nicht einfach dem Wunsch der einfachen Leute oder der weltabgewandten Mönche, deren kärgliches oder asketisches Dasein als Folie der Beschreibung dient. Es liefert den Gebildeten ein phantasmagorisches Potenzial, wie auch andere frühneuzeitliche Beschreibungen fremder Welten und Lebensweisen es enthalten. Anhand von Zerrspiegeln des Vertrauten erprobt man den mal mehr ästhetisch imaginativen, mal mehr didaktisch

¹⁰ Vgl. Müller 1985, 213–217.

¹¹ Vgl. Kerth 2000 und 2008; Von achtzehn Wachteln, ed. Brunner.

¹² Vgl. Biesterfeld/Haase 1984.

explorativen, mal mehr kulturell integrativen Umgang mit anderen Lebensmöglichkeiten.

Das betrifft auch das Ökonomische. Es erweist sich in doppelter Hinsicht als Kippfigur. Im Schlaraffenland begegnen anökonomische und ökonomische Elemente in uneindeutiger Mischung. Und uneindeutig ist auch die Modalität der Beobachtung: Die Erzählerfigur scheint manchmal innerhalb, manchmal außerhalb der erzählten Welt situiert. Öffnet sich einerseits der Blick auf einen fremden Ort, an dem übliche Prinzipien außer Kraft gesetzt und doch nicht gänzlich verabschiedet scheinen, verfremdet sich andererseits der Blick auf die eigene Welt, die wir bei aller Distorsion doch als Folie des Scharaffenlands durchscheinen sehen. Der Modus des Grotesken verhindert, dass die Texte sich einfach didaktisch dechiffrieren lassen. Er nährt die zentrale Spannung: Dürfen wir davon träumen, die Bedingungen von Tausch und Wert, Äquivalenz und Reziprozität aufgehoben zu sehen? Oder müssen wir diesen Traum als fragwürdige Flucht vor den realen Gegebenheiten erkennen?

Ökonomiegeschichtlich

Die erwähnte Ökonomisierung betrifft die Zunahme, Vervielfältigung und Ausdifferenzierung ökonomischer Gegebenheiten. Sie ist frühneuzeitlich in allen gesellschaftlichen Sektoren greifbar. In der Aufwertung und Ausdehnung des Handels, des Nah- wie des Fernhandels. In der Entwicklung der großen Handelsgesellschaften und der Märkte. In der Ausbreitung der (bargeldlosen) Geldwirtschaft oder der Veränderung des Banken-, Kredit- und Rentenwesens. Markant ist auch die Ökonomisierung des Alltags und der Lebenswelt. Der Umgang mit Krediten und Schulden prägt das Leben in der Stadt. Das Söldnertum bringt neue Formen des Utilitarismus mit sich. Eigennutz und Gemeinnutz treten in eine immer virulenter werdende Spannung. Kaufleute registrieren ihr dem Handel gewidmetes Dasein. Inventare entstehen. Für die Produktion von Gedichten oder anderen Texten werden Geldleistungen erwartet. Die mediale Neue-

rung des Buchdrucks hat ebenso wie die des Holzschnitts und des Kupferstichs wirtschaftliche Dimensionen.

Auch aus dem Bereich der Bildung und des Unterrichts ist das Ökonomische nicht wegzudenken: Der berühmteste Schulreformer des 16. Jahrhunderts, der in Straßburg wirkende Johannes Sturm, konkretisiert seine Methode an merkantilen Beispielen. Den zu lernenden Wortschatz vergleicht er mit verschiedenen Waren, den Lehrer mit einem Kaufmann, die Schule mit einem Kontor, die anzulegenden Merkhefte mit dem Geldkasten des Hausherrn.¹³ In Zusammenhängen wie diesen wird auch die Zeit mehr und mehr als ökonomische Ressource begriffen, der Umgang mit ihr als Form des Wirtschaftens.¹⁴ Die Selbstsorge erhält ebenso wie die Heilssorge Züge des Kalküls.

All das geht einher mit vielfältigen Formen der Verschriftlichung: Urkunden, Verträge, Rechnungen, Rechtsweisungen, Testamente, Notariatsregister, Gerichtsprotokolle, Gutachten, Handels-, Notiz- und Musterbücher, Egodokumente, Briefe – sie alle bezeugen nicht nur das Eindringen des Ökonomischen in vorhandene mediale Formen, sondern auch deren diskursive und ökonomische Ausdifferenzierung.¹⁵ Zum Thema werden die Staatsfinanzierung, das Kreditwesen, die Preisbildung, die Münzwerte, die Monopole, die Rentenkäufe, die Landwirtschaft, die Buchhaltung und die doppelte Buchführung. Ältere theologische und christlich-sozialethische Diskurse dehnen sich im reformatorischen oder humanistischen Kontext auf Fragen von Arbeit und Preis, Geld und Teuerung, Zins, Kredit und Wucher, Handel und Handelspolitik aus.¹⁶ Praktisch wie theoretisch knüpft man an das schon in der Antike entworfene Modell des ›Hauses‹ (griech. ›oikos‹; frühnhd.: ›haußhaltung‹) an.¹⁷

13 Sturm, *Scholae Lauinganae*, 1565, ed. Schröder, 287, 329f.

14 Engammare 2004; Kiening 2022.

15 Vgl. Kypta u. a. 2019, 449–490; Feller 2020.

16 Vgl. Schmoller 1861; Rieth 1996; Rössner 2012 und 2015; Pawlas 2013; Gause/Scholz 2014; Plumpe 2018; Di Fabio 2018.

17 Vgl. Aristoteles, *Oikonomika*, übers. Zoepffel; Richarz 1991 und 1994; Meyer 1998; Brandes 1999; G. Richter 2005; Behrendt 2008; Krauth 2009; Eibach 2011; Eibach/Schmidt-Voges 2015; Reuthner 2018; Schaefer/Zeisberg 2019;

Das ist zu bedenken für die Verwendung des Ausdrucks ›Ökonomie‹.¹⁸ Er hat frühneuzeitbezogen mindestens drei Facetten. Zum einen, aus heutiger Perspektive, der Bereich des Handels und der Wirtschaft – der historisch noch kaum mit dem Ausdruck bezeichnet wird. Zum andern der Bereich des Hauses, der Hauswirtschaft – für den der Ausdruck verwendet, der aber nicht systematisch verbunden wird mit Handel, Finanzwirtschaft und Geld (für das die Antike eine eigene Sektion, die Chrematistik, kannte).¹⁹ Zum dritten der Bereich des haushälterischen, planvollen, ordnungs- und angemessenheitsbewussten Umgangs mit Materialien, Konzepten und Gedanken. Er wurde schon in der Antike unter ›oikonomia‹/›oeconomia‹ gefasst und dabei ebenso auf den Körper wie die Seele, die Architektur wie den städtischen Raum, die Künste wie die Kriegsführung bezogen.²⁰ Nicht zuletzt auch auf die Rhetorik: die wohlbedachte Gliederung eines Vortrags, den geschickten Einsatz darstellerischer Mittel, das ausgewogene Verhältnis der Teile, wofür im Lateinischen als Entsprechung von ›oeconomia‹ oft ›dispositio‹ steht.²¹ Ohne sie, also ohne die richtige und geschickte Anordnung des Materials, würde, meint Quintilian, die größte Stofffülle nur einen bloßen Haufen bilden.²² Das trifft man frühneuzeitlich wieder bei Philipp Melanchthon, der mit Xenophon die ›oeconomia‹ als notwendige Ordnung der Teile betrachtet; wo sie fehle, sei eine Rede nur Klang ohne Bedeutung.²³

Därmann/Winterling 2022; Helmer 2024; zur Hausväterliteratur Hoffmann 1959; Frühsorge 1978 und 1988; Hahn 2013-

18 Zum Begriff des Ökonomischen auch Burkhardt 1988.

19 Vgl. Koslowski 1979; Krauth 1984 stellt für die frühe Neuzeit strukturell-semantic drei Bereiche nebeneinander: ›Marckht-Ordnung‹, ›Oeconomia‹, ›Lands-Würthschafft‹.

20 Vgl. verschiedene Aufsätze von Leshem.

21 Vgl. Reumann 1957; Cardauns 1985; Eden 1995; Cyron 2009, Kap. 4; Grone-woller 2016; Nicolas 2020.

22 Quintilian, Ausbildung des Redners, ed. Rahn, VII, Pro., 1 (S. 3f.): »sic in dicendo quamlibet abundans rerum copia cumulum tantum habeat atque congestum, nisi illas eadem dispositio in ordinem digestas atque inter se commissas devinxerit.«

23 Melanchthon, Elementa rhetorices, ed. Wels, 166.

Die unterschiedlichen aktuellen wie historischen Dimensionen des Ökonomiebegriffs machen deutlich: Auf die frühe Neuzeit kann weder ohne weiteres ein aus Moderne und Gegenwart gewonnener Begriff rückprojiziert noch der historische Begriff als umfassender Ausdruck der Verhältnisse appliziert werden. Das Verständnis des Ökonomischen ist freizuhalten von den Universalität beanspruchenden Prämissen des modernen wirtschaftswissenschaftlichen Denkens, die ihrerseits Produkt einer historischen Ausdifferenzierung sind: »die Herausbildung der Ökonomie zu einem ›autonomen‹ und letztlich dominierenden Bereich« ist ja »ein geschichtliches Resultat [...], das nur in bestimmten Gesellschaften auftritt und eine komplexe Entwicklung voraussetzt«. ²⁴

Will man beobachten, wie »die ›Ökonomie‹ und das ›Ökonomische‹ zentrale gesellschaftliche imaginäre Bedeutungen« ausbilden, »die sich nicht *auf* ›etwas‹ beziehen, sondern die umgekehrt den Ausgangspunkt darstellen, von dem aus zahllose Dinge in der Gesellschaft *als* ›ökonomisch‹ vorgestellt, reflektiert, behandelt beziehungsweise zu ökonomischen gemacht werden«, folgt man nicht einfach einer abstrakten Idee des Ökonomischen. Man fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Idee, also danach, wie »die ›ökonomische‹ Bedeutung »einerseits auf zahllose Bedeutungen ›gemünzt‹« werden kann, »die sich auf konkrete Objekte wie Güter, Produktionsmittel und dergleichen beziehen«, und andererseits »in viele ›abstrakte‹, wenngleich gesellschaftlich wirkliche und wirksame Bedeutungen umgewandelt« werden kann: »Kapital, Schatz Arbeit, Löhne, Revenuen, Profit, Zins«. ²⁵ Das zu erfassen genügt es wiederum nicht, sich auf die vermeintlich undifferenzierte Basis des vor-modernen ›Hauses‹ zu stützen. Auch sie führt allenthalben auf Pluralitäten und auf Prozesse: hier die ›faktischen‹ Gegebenheiten, geprägt durch die Entwicklung von Strukturen, das Handeln von Akteuren, die Bildung von Gruppen und Institutionen, dort deskriptive, normative oder imaginative Formen ökonomischen Wissens, die sich mit dem ›Faktischen‹ nicht schlechterdings zur Deckung bringen.

²⁴ Castoriadis 1984, 593; frz. 1975, 485.

²⁵ Ebd., 592f.; frz. 1975, 484f.

Hauswirtschaft und Handelsgesellschaft etwa, beide familiär organisiert und miteinander verbunden, werden nicht in den gleichen Diskursen behandelt. Interessieren bei der Gesellschaft vor allem die Geschäfte und Investitionen, die Gewinne und Verluste, aufgefächert in räumlicher und zeitlicher Hinsicht, kommen bei der Hauswirtschaft religiöse, ethische und moralische, familiäre, organisatorische und technische Gesichtspunkte zusammen: Das ›offene Haus‹²⁶ ist ein Ort der Ordnung und der Kommunikation, der Weitergabe von Wissen und Werten, patriarchalisch strukturiert, basierend auf Ehe, Kindern und Arbeit, theoretisch gerichtet auf Pflichterfüllung und nicht Gewinnstreben; praktisch aber eine Lebens- wie Wirtschaftsgemeinschaft, in der Weltheil und Seelenheil zum Ausgleich kommen sollen.²⁷

Konkret erscheint das Haus frühneuzeitlich in verschiedenen Formen: als bäuerliches, städtisches oder adliges, Handwerkshaus, Pfarrhaus – oder auch Wirtshaus.²⁸ In ihm findet mehr statt als nur Verpflegung und Unterbringung. Hier mischen sich die Stände, die Geschlechter, die Gewerbe. Hier wird geredet und gesungen, verhandelt und gestritten, angebahnt und geschlichtet. Hier treten Fahrende auf, Spielleute, Dichter, Sprecher, Musiker. Kleine Szenen oder Spiele werden aufgeführt. Nachrichten treffen ein, Neuigkeiten zirkulieren, Flugblätter und andere Schriftstücke werden verkauft. Lebhaft verschränken sich mündliche und schriftliche Praktiken. Ein Ort des Zufalls und des Unerwarteten, des Tauschs und des Spiels, der Amtsausübung und der Gerichtsbarkeit, der religiösen Auseinandersetzung und der politischen Meinungs- und Willensbildung.

Ökonomien also im Plural. Ökonomien als kommunikative und mediale Phänomene, die nicht einfach im Unsichtbaren ablaufen, sondern sich an Orten, in Praktiken, über mediale Formen konstituieren. Und Ökonomien als Komplexe, die von imaginativen

²⁶ Eibach 2011.

²⁷ Zur Kritik an Otto Brunners Konzeption des ›ganzen Hauses‹ Groebner 1995; Weiß 2001.

²⁸ Vgl. Peyer 1982; Kintzinger 2002; Rau/Schwerhoff 2004; Kümin 2007; Honold 2009; Scheutz 2011; für das englische Drama Campton 2014.

Dimensionen durchdrungen sind. Ein Lucas Rem, der Augsburger Kaufmann, beschreibt in seinen Aufzeichnungen nicht nur das Unterwegssein im Dienste des Handels, er artikuliert auch den Wunsch nach Erfahrungsgewinn durch das Lernen von Sprachen und das Bedürfnis nach religiöser Erbauung durch den Besuch von Heiltümern.²⁹ Ein Matthäus Schwarz, Hauptbuchhalter der Fugger in Augsburg, verfasst nicht nur eine Musterbuchhaltung, er legt auch ein Kostümbuch an, wo sich das Vergehen der eigenen Lebenszeit im Wandel der getragenen Kleidung spiegelt.³⁰ Eine Messe wie die Frankfurter ist nicht nur ein Ort des Handels, sondern auch ein Gegenstand der Beschreibung, in lateinischer und deutscher, prosaischer und metrischer Form: In Marx Mangolds *Marckschiff* (1596) teilen sich ein Student und ein Brillenverkäufer ihre Beobachtungen und Erfahrungen mit der Messe mit und greifen dabei immer wieder explizit auf Henricus Stephanus' Schrift *Francofordiensis emporii encomium* (1574) zurück.³¹ Man mag skeptisch sein, ob derlei Werke, »written by individuals with their specific interests and perspectives«, für die größeren ökonomischen Entwicklungen aufschlussreich sind.³² Interessant sind sie allemal für die historischen Vorstellungsmöglichkeiten – die, wie im Falle der Schlaraffenlands, ihrerseits eine beträchtliche Reichweite besaßen.³³ Zwar handelt es sich nicht um eigentlich ökonomische Narrationen, wie man sie dann aus dem 18. und dem 19. Jahrhundert kennt.³⁴ Selbst im Prosaroman *Fortunatus* (1509), wo das Geld eine zunehmende Bedeutung gewinnt, geht es mindestens so sehr um die Wichtigkeit wertvoller oder magischer Objekte.³⁵ In Jörg Wickrams Roman *Von güten und bösen nachbaur*n (1556), wo Kaufmannsfamilien im Zen-

29 Vgl. Rem, *Bilanzen des Lebens*, ed. Kiening.

30 Vgl. Fink 1963; *The First Book of Fashion*, ed. Rublack/Hayward; zu seinem Notizbuch Westermann/Denzel 2011.

31 Vgl. *Der Frankfurter Markt*, übers. Ziehen; Wendeler 1877, 448f.; zum *Marckschiff* jetzt Ramírez-Sutter 2026.

32 Kypta u. a. 2019, 468f., 484.

33 Zum erzählenden Aspekt im System der Wirtschaft Behr 2017.

34 Vgl. u. a. Vogl 2002; Blaschke 2004; M. Bauer 2016; umfassend Vogl/Wolf 2019.

35 Zuletzt Reichlin 2020; Kiening 2022; Marshall 2023.